

Tierpsychologie auf neuen Wegen

GEORG SIEGMUND

Geht es um die Frage, wer am besten die Wirklichkeit, wie sie in sich ist, trifft, scheint dem naturwissenschaftlich Gebildeten von heute der nüchtern wissenschaftliche Forscher, der gegenüber den Dingen, die er angeht, sachliche Distanz wahrt, dem persönlich Beteiligten, zum Dichterischen neigenden Beschreiber unfraglich überlegen. Lange glaubte darum auch die wissenschaftliche Tierpsychologie, alle Berichte von „Tier-Liebhabern“ als vorwissenschaftlich von der Forschung ausschließen zu müssen, um das Tier in die „neutrale“ Welt des psychologischen Laboratoriums hereinzuholen und es rein sachlichen Prüfungen zu unterwerfen. Dabei hielt man sich streng von jeder Ausdeutung nach menschlichem Erleben fern. Man glaubte, nur das „Verhalten“ der „Versuchs-Tiere“ registrieren zu dürfen („Behaviorismus“), um nicht wieder Opfer der Unwissenschaftlichkeit alter „Natur-Geschichtler“ zu werden, welche in ihren Anekdoten ihre tierischen Freunde unbedenklich vermenschlichten („Anthropomorphismus“), wofür der kritisch eingestellte Forscher nur ein überlegenes Lächeln übrig hat.

Unter den Tieren, die weit über bloßes Nutzverhältnis hinaus in eine eigentümlich seelische Beziehung zum Menschen treten, steht an erster Stelle der Hund, von dem erfahrene Tierpsychologen sagen, er sei — seelisch gesehen — menschenähnlicher als der klügste Affe. Befaßt sich ein Mensch regelmäßig in freundlicher Weise mit einzelnen Tieren, so wird ihm selbst seine alltägliche Fürsorge oft mit einem großen Maß von Vertrauen, Anhänglichkeit und Treue gedankt. Er bringt in Erfahrung, „daß Tiere ein feines Sensorium für unsere Seelenstimmung haben, auch wenn wir dieser scheinbar keinen Ausdruck geben. Es gehört zu den ergreifendsten Beweisen solcher Anhänglichkeit von Tieren an ihnen besonders verbundene Menschen, daß Hunde nach dem Tod ihres Herrn ohne erkennbare Krankheit wenige Tage nachher sich hinlegen zum Sterben“ (Max Huber).¹ Hier erreicht Diener-treue ihren nicht zu überbietenden Höhepunkt; solche Dienertreue hatten orientalische Herrscher von ihren Dienern, die mit ihnen in die Unterwelt des Todes hinuntersteigen mußten, verlangt.

In dem heute viel gelesenen, freilich recht oberflächlichen Buch „Alle Hunde meines Lebens“ stellt Elizabeth Russell Hunde über „Eltern, Ehemänner, Kinder, Liebende und Freunde“, die zwar alle ihr Gutes haben, aber doch „keine Hunde sind“. Während die Liebe von Mensch zu Mensch dauernd von Stimmungswechsel bedroht ist, sind Hunde diesen Schwankungen nicht unterworfen. „Wenn sie einmal lieben, dann tun sie es beständig, unwandelbar bis zu ihrem letzten Atemzuge“. Nur in der Anhänglichkeit der

¹ Max Huber, Mensch und Tier, Biblische Betrachtungen, 1951, S. 91.

Hunde findet „jenes Verlangen nach mehr, als menschliche Wesen zu geben vermögen, jene Sehnsucht nach größerer Treue und tieferer Ergebenheit“ seine Befriedigung.²

Nicht selten werden Hunde gehalten, um ihren menschlichen Herren Ab-leiter für gestaute und unerfüllte Affekte zu sein; ihnen ist die meist unausgesprochene Aufgabe zuge-dacht, die Qual enttäuschter menschlicher Liebe vergessen zu lassen. Von dem Hintergrund menschlicher Unzuverlässigkeit, den Verärgerung und Verbitterung in den schwärzesten Farben malen, läßt man das in den hellsten Farben gehaltene Bild unwandelbarer Hunde-Treue sich wirkungsvoll abheben, womit zugleich der entschuldigende Grund für das grollende Sich-Zurückziehen von menschlicher Gemeinschaft geboten sein soll. Mit Recht muß die Wissenschaft auf der Hut sein vor den Übertreibungen solcher „Tier-Liebhaber“, deren Tier-Liebe nur die Kehrseite ihres Menschen-Hasses ist; gerade sie dichten ihren Tieren am ehesten vollmenschliches Verstehen an, dem „nur die Sprache fehlt“.

Doch abgesehen von Verfälschungen im Zuge sentimentaler Vermenschlichung hatte der Unbefangene schon immer das Gefühl, daß der das Leben liebevoll belauschende Dichter, vor allem wenn er es unternimmt, selbst Erlebtes und Erfahrenes zu schildern, der Wirklichkeit näherkommt als der nüchtern registrierende Forscher mit seiner Angst vor einer affektiven Bindung; zwar weiß er eine Fülle von Versuchsergebnissen anzubieten, doch fehlt diesen irgendwie die Seele. Auf die Verdächtigungen durch den Wissenschaftler zog sich der Tierfreund, dessen erstaunliche Geschichten von seinen Tieren nur ein ungläubiges Lächeln gefunden hatten, gekränkt zurück, ohne sich in der Überzeugung sowohl der eigenen Wahrhaftigkeit wie der Richtigkeit seiner Deutung irremachen zu lassen. Wer hat sich in seiner Jugend nicht einmal durch die Geschichte „Krambambuli“ der Marie v. Ebner-Eschenbach rühren lassen, worin die Dichterin schildert, wie ein verkaufter Jagdhund beim Duell zwischen Förster und Wilderer in inneren Widerstreit gerät, den neuen Herrn verläßt, um der wiederauflebenden ersten Liebe zu folgen, was ihn freilich in ein qualvolles Ende hineinreißt, da er die daraus erstehende seelische Spannung von sich aus zu lösen nicht fähig ist. Solche Tiergeschichten tragen einen eigenen Glanz innerer Wahrheit an sich, der den oft strohern trockenen Berichten von Versuchsergebnissen mangelt. Sind sie wirklich wertlos?

Eben ist die Tierpsychologie daran, ihre kühl-sachliche Distanzhaltung abzulegen und dem Dichter mit dem Herzen sein Recht einzuräumen, in der Einsicht darum, daß Liebe wirklich — wie Max Scheler meinte — ein Erkenntnisorgan ist, nicht nur insofern, als sie den Blick für sonst leicht übersehene Dinge freilegt, sondern auch insofern, als erst in dem persönlichen Sich-Einlassen auf das Tier in diesem Vorgänge ausgelöst werden, die niemals in einer neutralen Versuchs-Atmosphäre des Laboratoriums zu beob-

² Elizabeth Russell, *Alle Hunde meines Lebens*, 1955, S. 5 u. 7.

achten sind. Erst wenn sich der Forscher innerlich dem Tier erschließt, wenn er es in seine Innenwelt hineinläßt, ihm affektive Bindungen an ihn erlaubt und sich das Vertrauen des Tieres erwirbt, öffnen sich sonst verschlossene Kammern des tierischen Innenlebens, während Mißtrauen das Tier innerlich verschließt, wodurch auch ganz exakte Versuchsergebnisse entwertet werden können. Längst ist dem Tierpsychologen die Bedeutung der inneren Beziehung des Tieres zu seinem Herrn aufgegangen. Gerade das psychologische Laboratorium mit seinen Apparaturen, seinen Gerüchen und sonstigen ungewohnten Eigenheiten kann wie ein Schock auf den Hund wirken, so daß er bei Aufgaben versagt, die er im Freien spielend löst. Vor allem ist die dunkle Schweigekammer für ihn keineswegs ein „neutraler“ Raum, wo — wie der Behaviorismus meinte — künstlich erzeugte Laute rein sachlich durch seine Gehörsapparatur registriert würden. Auf Grund solcher Einsichten hat sich „Tier-Liebe“ ein Recht in der Methodologie der Tierpsychologie erstreiten können. „Wir müssen“, sagt Bastian Schmid, „dem Tiere begegnen, das heißt sein volles Vertrauen erwerben; menschlich gesagt, es muß sich, soweit es ihm überhaupt möglich ist, uns geben. Dann ist Tierliebe nicht nur eine Frage des Ethos, sondern eine praktische, im Dienst unserer Forschung stehende, ein Weg zum Tier.“³

Damit ist nicht sentimentaler Vermenschlichung das Wort geredet; sie bleibt die Gefahr, der die Selbstdisziplin des Forschers die Waage zu halten hat. Eben die Witterung dieser Gefahr läßt einen unserer erfolgreichsten Tierpsychologen kräftig die Trennungslinie zwischen Tierliebe als unerlässlicher Voraussetzung zur Selbsterschließung der Tierseele und selbstsüchtig weichlicher Tierliebe aus fragwürdigen Motiven ziehen. Konrad Lorenz rechnet mit den Hundefreunden ab, „die nur bitterer Erfahrung wegen beim Tier Zuflucht suchen“. „Es stimmt mich ernst und traurig“, sagt er, „wenn ich den bösen und völlig falschen Satz höre: ‚Die Tiere sind doch besser als die Menschen.‘ Sie sind dies nämlich wirklich nicht! Zugestanden, die Treue eines Hundes findet nicht leicht ihresgleichen unter den sozialen Loyalitäten des Menschen. Dafür kennt aber der Hund jenes Labyrinth oft einander widersprechender moralischer Verbindlichkeiten nicht, er kennt nicht oder nur in verschwindendem Maß den Zwiespalt zwischen Neigung und Sollen, kurz alles, was uns arme Menschen schuldig werden läßt. Auch der treueste Hund ist im Sinne menschlicher Verantwortlichkeit a-moralisch ... Der Satz, die Tiere seien doch besser als die Menschen, ist einfach eine Gotteslästerung ... Leider verharret ein erschreckend großer Teil der Tierfreunde, vor allem aber der Tierhüter, auf diesem ethisch höchst gefährlichen Standpunkt ... Wer von menschlichen Schwächen enttäuscht und verbittert, seine Liebe der Menschheit entzieht und sie an Hund oder Katze wendet, begeht zweifellos eine schwere Sünde, eine soziale Sodomie sozusagen, die ebenso ekelerregend

³ Bastian Schmid, *Die Seele des Tieres*, 1951, S. 13.

ist wie die geschlechtliche. Menschenhaß und Tierliebe ergeben eine sehr böse Kombination.“⁴

Im Tiere drängt sich etwas naturhaft-affektiv dem Menschen entgegen; der Hund sucht einen menschlichen Herrn, durch den ihm sein Leben erst lebenswert wird. Gewährt ihm der Mensch diesen Anschluß, so wirkt diese Bindung auflösend auf die eigene soziale Gemeinschaft zurück. Kaum ein Mensch kann so wie der Eskimo-Missionar, der ohne seine Hunde seine Aufgabe nicht bewältigen kann, ein Erfahrungsurteil über den treuen Dienst des Hundes abgeben. „Unermüdliche Arbeiter, treue Wächter, großartige Jäger, liebende und geliebte Begleiter, das sind unsere Hunde, meine Hunde“ — erklärt einer dieser Missionare. „In unserer Vereinsamung scheinen ihre Augen uns zu verstehen, und ihre mitleidige Schnauze will ein bißchen warme Freundschaft in unsere Hand bringen. In unseren Missions- und Liebeswerken sind sie stets bereit, uns überall hinzuführen und, ich wage es zu sagen, nicht weniger hingebend als wir.“ Die Eskimos pflegen von ihren Hunden zu sagen: „Okra yuimatta kisemik“, was etwa heißen soll: Daß sie nicht sprechen können, ist ihr einziger Fehler. „Mag der Mensch durch seine Seele und durch seine Fähigkeit, zu denken und zu sprechen, ihnen auch unendlich überlegen sein; doch wieviele Menschen haben nicht ihre treue Anhänglichkeit in jeder Not und Gefahr, nicht ihre Standhaftigkeit bei Kälte wie bei Hunger, nicht ihre Bereitschaft zu verzeihen, nicht ihre Hingabe, die bis zum Opfer ihres Lebens geht! ... Es ist durchaus gerecht, unseren Dienern folgendes Zeugnis auszustellen: Je mehr wir sehen, welche Hilfe uns unsere Hunde bieten, je mehr wir sie kennenlernen, um so mehr lieben wir sie — wenn es mir erlaubt ist, dieses Wort zu gebrauchen —, um unsere Anhänglichkeit und unsere Dankbarkeit diesen wertvollen Tieren gegenüber auszudrücken ...

Mit uns sind sie sanft wie große weiße Ochsen, unter sich wütend wie spanische Stiere. Für uns haben sie nur Treue und Freundschaft. Selbst wenn sie eine ordentliche Tracht Prügel bekommen haben, lecken sie noch einem die Hand. Untereinander herrscht oft Haß, sind sie wie Wölfe, die sich bei jeder Gelegenheit für ein Nichts bis auf den Tod befehlen; dazu kommt noch eine furchtbare Eifersucht. Einen bevorzugen heißt, ihm sein Todesurteil unterschreiben. Seine Rivalen werden ihn eines Tages zwischen den Zähnen haben.“⁵

Die Anschlußwilligkeit des Hundes an den Menschen hat zunächst einmal ihren Grund in der allgemeinen sozialen Veranlagung des Hundes. Während Katzen Einzelgänger sind, leben Hunde normalerweise in Rudeln, wobei ein Leittier die Führung übernimmt. Für ein auf Raub ausziehendes Rudel genügt — psychisch gesehen — eine starre Instinktausstattung nicht; sie fügt sich einem engen regelmäßigen Lebenskreis ein. Hingegen müssen Hunde dauernd wachsam sein auf Gelegenheiten, die im Nu vorüber und verpaßt

⁴ Konrad Lorenz, So kam der Mensch auf den Hund, 1954, S. 77 ff.

⁵ Buliard Roger, Inuk. Ein Heldenlied der Arktis, 1952, S. 130 f.

sein können. Sie müssen rasch auffassen, augenblicklich der einmaligen Gelegenheit entsprechend reagieren und durch Erfahrung lernen können. Entwächst der junge Hund der mütterlichen Betreuung, so bindet er sich normalerweise an einen tierischen Rudelführer. Der gesund-kräftige, doch nicht degenerierte Haushund tritt in ein eigenartiges Verhältnis von Vasallentreue zu einem menschlichen Herrn, wobei er meist den Herrn des Hauses und der Familie wählt. Im Augenblick einer Übermannung durch eine Triebregung kann die Bindung an den Menschen erfolgen, ähnlich wie beim Menschen ein augenblickliches „fall in love“ vorkommt. Ein einziges Erlebnis kann über die lebenslängliche Zugehörigkeit eines Hundes zu seinem menschlichen Herrn entscheiden; meist dürfte sie freilich aus einem längeren Prozeß der Angewöhnung erwachsen. Ist im Jugendalter des Hundes eine seelisch tiefgehende Bindung eingetreten, dann läßt sich eine nachträgliche Zweitbindung meist nicht ohne Gewalt und lange Gewöhnung erreichen, doch immer so, daß bei unerwartetem Zusammentreffen mit dem ersten Herrn die Erstbindung wieder durchschlägt. Im Laufe der jahrtausendelangen Domestikation sind offensichtlich noch vorhandene instinktive Verhaltensweisen zerfallen; damit wurde die innere Auflockerung und Bereitschaft zum Neulernen wiederum vermehrt. Dadurch, daß das menschliche Haus dem Tiere Schutz und die menschliche Gemeinschaft Anlehnung gewährt, ist es von dem harten Muß des Wildlebens entlastet, das es zu früher Selbständigkeit, Einsatz und Verteidigung zwingt. Die Zeit der Jugend und damit der Bildungsfähigkeit kann im menschlichen Hause voll ausgelebt werden.

Thomas Mann hat das Verhältnis, das sich zwischen Haushund und Herrn entwickeln kann, meisterhaft geschildert. Solange der junge Hund noch herrenlos ist, gleicht seine Seele „einem taumelnden Blatt im Winde“. Menschliche Fürsorge, die einen Junghund aufnimmt, bewahrt ihn vor dem dunklen Schicksal des Verwilderns; sie hält ihn fest „auf der hohen, von seinem Geschlecht in Jahrtausenden erreichten Gesittungsstufe an der Seite des Menschen“. Er dankt diese Fürsorge durch „zähe Treue“; denn ein „von weither überkommener patriarchalischer Instinkt“ bestimmt ihn, „wenigstens in seinen mannhafteren, die freie Luft liebenden Arten, im Mann, im Haus- und Familienoberhaupt unbedingt den Herrn, den Schützer des Herdes, den Gebieter zu erblicken und zu verehren, in einem besonderen Verhältnis ergebener Knechtsfreundschaft zu ihm seine Lebenswürde zu finden und gegen die übrigen Hausgenossen eine viel größere Unabhängigkeit zu bewahren“.⁶ Nur wenn sich der Herr mit seinem Hunde befaßt, vor allem ihn ausführt zu freiem Jagen, führt der Hund ein voll erfülltes Leben, während er sonst von der Öde des Wartens auf den nächsten Ausgang gequält wird, so daß man nicht davon sprechen kann, daß der Hund ohne den Herrn ein selbständiges Leben führt.

Nicht nur für die tierische, sondern auch für die menschliche Psychologie

⁶ Thomas Mann, *Herr und Hund*, 1955, S. 31 f.

ist das Verhältnis von Herrn und Hund aufschlußreich. Schon daß die Wahl auf ein Exemplar dieser und nicht einer anderen Rasse fiel — sofern nicht gerade der Zufall entschieden hat —, läßt Licht auf die Eigenart des Wählers fallen. Es kann geschehen, daß menschlicher Besitzer und Hund nicht zueinander passen und daraus Konflikte entstehen. Gewöhnlich aber wählt sich der Mensch zu seinem persönlichen Begleiter „seinen“ Hund, wie er ihn als Resonator seiner Gefühle braucht und wünscht. Aus engem Zusammenleben erwächst oft mit der Zeit eine Verähnlichung des Gehabens, wie Ehegatten nach langer Ehedauer sich aufeinander abgestimmt, aneinander gewöhnt, gar in der Physiognomie einander angeähnelt haben. Bis zur komisch wirkenden Karikatur kann solche Anähnung gehen. Bei der gegenseitigen Formung überwiegt natürlich der menschliche Einfluß, da vom Herrn ein psychisches „Gefälle“ zum Hund hin besteht. Doch besitzt auch der Hund seine Eigenwilligkeit. Nicht jeder Hund ergibt sich restlos seinem Herrn; besonders nicht der Hund, der noch von wilden Vorfahren abstammt.

In seinem Verhältnis zum Herrn ist der Hund von einer erstaunlichen Feinfühligkeit. Auf ihn wirken nicht bloß ausgesprochener Befehl, bewußter Wille und Wunsch. Oft viel stärker beeinflussen ihn die nicht ausgesprochenen, nicht eingestandenen, sondern verheimlichten und abgedrängten Strebungen. Ein innerlich zwiespältiger Mensch vermag seine Zwiespältigkeit vor seinem Hund nicht zu verbergen. Ja, das wahre Wesen seines Herrn hat stärkeren Einfluß auf den Hund als gelegentliche Befehle, die nicht aus vollem Herzen kommen. Auf den Hund kann der menschliche Besitzer sein ganzes Selbst ausstrahlen lassen und damit den Hund, der im Grund als Teil seines erweiterten Selbst tätig wird, Dinge ausführen lassen, die die gesellschaftliche Verpflichtung ihn zu verurteilen zwingt. Gerade die eigenartige Empfindlichkeit des Herrn, die keine Kritik an „seinem“ Hund verträgt, sollte aufhorchen lassen, ist sie doch ein beachtliches Zeichen für die Identifikation des Herrn mit seinem Hund.

Nicht nur Liebe macht heillos, auch ihr Gegenteil, der Haß. In „zynischer“ (ein Wort, das eigentlich „hündisch“ heißt!) Weise zieht er sonst taktvoll übergangene dunkle Seiten an anderen, die helles, bewußtmachendes Licht für gewisse Bereiche ihres Lebens nicht wünschen, erbarmungslos ans Licht, um sie dem Spott preiszugeben. Das tut August Strindberg, der von sich das „zynische Glaubensbekenntnis“ ablegt, eine starke Neigung zum Hundehaß — richtiger zum Haß des sogenannten Hunde-Lieberhabers — zu besitzen. „Nach allem, was ich habe summieren können“, sagt er, „ist der ausgeprägte Hundeliebhaber, wenn er nicht Jäger, Schäfer ist oder sonst einen sichtlichen Nutzen von seinem Tiere haben kann, ein kleiner Despot, der stets an seine Oberhoheit erinnert werden und zu jeder Stunde des Tages Sklavengehorsam haben will. Wenn er unter Menschen den Kampf um ein Stück Macht nicht bestehen können, kauft er einen Hund, mit dem er sich bald selbst identifiziert, sei es aus angeborener Sympathie oder Verwechslung. Und das Recht, seinen Nachbarn zu beunruhigen, was das Ge-

setz ihm verbietet, überträgt er auf seinen Stellvertreter. Er darf nicht schmutzig, naß und stinkend in einen öffentlichen Speisesaal eintreten, aber seinen Hund läßt er sich unter den Tisch eines unschuldigen Mitmenschen legen. Und wenn nun dieser Hund mit einem anderen in Feinschaft gerät, und die beiden zwischen den Stuhlbeinen des Unschuldigen sich balgen, findet der Eigentümer das vollkommen richtig. Will der übervorteilte Gast mit einer Fußbewegung seine Menschenrechte verteidigen, so wird der Tierfreund sich sofort auf die Seite des Schuldigen stellen, sich in die Gloriole der Tierliebe kleiden und den Übervorteilten ausschelten ... Ich habe durch solchen und ähnlichen Anblick größere Furcht vor Hundefreunden als vor Hunden bekommen, und wenn ich einen fanatischen Hundefreund mit seinem großen Herzen prahlen höre, so frage ich mich immer, was will der Mann verbergen? Diese verdächtige Gruppe hat den Hundekult verbreitet ...“⁷

In der Tat ist der Grund für die Fehler „schwieriger“ Hunde meist nicht beim Hund, sondern bei seinem Herrn zu suchen, liebt es doch oft sein menschlicher Besitzer, das Herren-Verhältnis zu überspannen und sonst nicht auslebbare Machtgelüste in seinem erweiterten Selbst ausleben zu lassen, wobei er persönlich scheinbar ganz ohne Makel bleibt, da ja nicht er, sondern sein Hund unliebsame Untugenden an sich hat. Mancher Hund läßt sich eher tyrannisieren, als zu weit in seine Intimsphäre eindringen durch eine übertriebene Zärtlichkeit, die ihn etwa zum Gegenstand unerfüllter Mütterlichkeit machen möchte. Dagegen setzt er sich durch Flucht oder durch Beißen zur Wehr. Treten bei einem stark an seinen Herrn gebundenen Hunde Untugenden auf, wird er störrisch, unverträglich, verschlagen, bissig, unrein, geht er wildern, während er vorher folgsam war, zeigt er andere Äußerungen, die als psycho-pathisch angesprochen werden, so erwägt der Tierpädagoge immer die Möglichkeit einer Störung im Verhältnis zum Herrn.

Ihre „erstaunlichen Erfolge bei der Erziehung schwieriger Hunde“ (G. R. Heyer)⁸ verdankt Maria Hornstein-Gramont eben der Einsicht, daß die Fehler des Hundes sehr oft nur der durchaus verständliche Reflex eines ungeordneten Verhaltens seines Herrn zu ihm sind, weshalb es nicht nur gilt, den schwierigen Hund nachzuerziehen, um ihn dann seinem Herrn zurückzugeben, sondern auch — was viel schwieriger ist und mehr Takt erfordert — den Herrn über die wahren Gründe der Störung aufzuklären, um ihn zur Berichtigung seiner Haltung zu veranlassen. Weit entfernt, eine „lebendige Maschine“, die ein gewisses Maß von Bewegung und Nahrung braucht, zu sein, ist auch der Hund ein seelisches Subjekt, das ernst genommen werden will, das in die Qual einer Eifersucht gestoßen wird, wenn er merkt, daß er vernachlässigt wird, weil sich die Liebe des Menschen etwa einem kleineren Spielhunde zuwendet. In einem Tier-Spital kann er mehr unter Liebesentzug und Heimweh leiden als unter körperlicher Krankheit. Hat der Herr einmal

⁷ August Strindberg, *Natur-Trilogie*, München 1921.

⁸ Maria Hornstein-Gramont, *Was spricht der Hund?* 1954 — Vorwort von G. R. Heyer, S. 5.

die Knechtstreue eines Hundes angenommen, dann kann er ihn nicht einfach eines Tages fallen lassen, als sei nichts geschehen. Er hat dem Tier gegenüber eine gewisse Verantwortung übernommen und muß damit rechnen, daß ein solcher Hund durch Liebesentzug böseartig wird. Diese Böseartigkeit ist ein charakteristisches Analogon zur menschlichen Böseartigkeit aus Ressentimentgefühlen heraus.

Ursprünglich sind ja die Naturantriebe des Tieres auf ein Leben in der freien Wildbahn eingestellt; hier dienen sie uneingeschränkt dem biologischen Wohl des Individuums wie der Art. In diesem Lebensraum gibt es keinen Konflikt zwischen natürlichen Neigungen und andersartigem Sollen; hier ist jede Regung gut. Es lebt also das Tier in einem vormoralischen Einklang mit sich selbst, in einer Art „paradiesischen Zustandes“, worum es oft vom Menschen, der sich selbst aus diesem Zustand herausgefallen fühlt, beneidet worden ist. Auf Grund seiner Geistbegabung hat der Mensch die reinen Naturgrenzen überschritten, sich eine neue künstliche Welt der Kultur und Gemeinschaft aufgebaut, deren Spielregeln über der von den Naturantrieben gewährleisteten Gesetzmäßigkeit liegen. Infolgedessen lassen sich bei ihm Widerstreite zwischen natürlichen Neigungen und Sollen nicht vermeiden. Die Einbeziehung des Hundes in die Gemeinschaft des Menschen weckt, fördert und bildet in ihm eine Reihe von Gefühlen und Strebungen aus, die in oft verblüffender Parallele zu ähnlichen Neigungen und Strebungen des Menschen stehen. Damit bleibt auch das Tier nicht von den menschlichen Spannungen verschont, nimmt in etwa teil an dem immer wieder zu innerer Spaltung und Zerspaltung neigenden Menschen. Selbst eine Art Reue läßt sich gelegentlich bei Haustieren beobachten. Hat sich ein Hund im Affekt hinreißen lassen, seinen Herrn zu beißen, so daß Blut fließt, kann er von den Folgen seiner Tat wie von einem Schock getroffen werden. Für eine Weile zeigt er übertriebene Demuthaltung, als ob er versuchte, das Getane wieder gutzumachen. Selbst zu einer Art hysterischer Simulation ist der Hund fähig; er kann lahmen, um sich damit vor einer allzu großen Laufstrapaze zu schützen.

Daß man Tiere zur Übernahme gewisser „Pflichten“ veranlassen kann, ist bekannt. Es ist durchaus sinnvoll, von einer „Gewissenhaftigkeit“ zu sprechen, mit der etwa Schäfer- oder Bernhardinerhunde ihre „Pflichten“ erfüllen.

Sosehr diese Verhaltensweisen an menschliche erinnern, bleibt doch ein entscheidender Unterschied, der uns zwingt, sie nicht einfach mit menschlichen gleichzusetzen, sondern sie nur als analoge aufzufassen. Selbst die Böseartigkeit des Hundes ist eine vor-moralische. Bei ihm geschieht wirklich das, was ein vergangener Determinismus vom Menschen behauptet hatte, daß bei einem Widerstreit von Neigungen die jeweils stärkere Kraft obsiegt. Geht ein Hund an einem inneren Zwiespalt zugrunde, so rührt uns das Tragische seines Geschickes, um so mehr als wir wissen, daß von vornherein die Frage nach einer möglichen Schuld verneint werden muß. Anders als das Tier ver-

mag sich der Mensch von der unmittelbaren Bedrängnis der ihn zwiespältig auseinander reißenden Antriebe dadurch zu befreien, daß er in einer eigenen geistigen Handlung gewissermaßen aus seinem Vital-Zentrum heraustritt, „ex-zentrisch“ wird, seinen eigenen Widerstreit objektivierend vor sich hinstellt, um ihn wie von außen her zu beurteilen und auf Grund einer so gewonnenen Einsicht die weitere Handlung persönlich zu entscheiden. Zwar muß er sich solches Tun abringen gegenüber dem Zug innerer Impulse, die das Ich leicht mit-reißen. Seine sittliche Verantwortung beruht eben auf der Fähigkeit zu geistiger Befreiung vom Triebdruck, sich die nötige Besinnungspause zu schaffen, in der die Einsicht in die Tragweite der erstrebten Handlungen gewonnen werden kann. Damit ist er ein für allemal aus der vormoralischen Sphäre des Tieres herausgetreten. Er persönlich kann schuldig werden und wird schon schuldig, wenn er seine eigene sittliche Veranlagung nicht wahrhaben will und sich seinen Triebregungen überläßt. Damit wird auch seine Bösartigkeit moralisch verantwortlich; das heißt, er hat für ihre Folgen selbst einzustehen. Darum erhält auch die Strafe im Bereich des Menschen einen Sinn, den sie für das Tier nicht haben kann. Auf das Tier kann nur eine Schreckstrafe wirken, die in unmittelbarem Zusammenhang mit dem böartigen Tun steht derart, daß ihm dadurch seine Untugenden verleidet werden. Hingegen vermag der Mensch den Sinnzusammenhang einer Strafe einzusehen; darum ist für ihn nur eine Strafe menschen-würdig, die nicht nur abschreckt, sondern ihn zu einem Ge-Sinnungs-Wandel veranlaßt.

Wie Konrad Lorenz ausdrücklich hervorhebt, führt die genaue Kenntnis sozialer Verhaltensweisen höherer Tiere keineswegs, wie viele glauben, zu einer Unterschätzung der Unterschiede zwischen Mensch und Tier. „Im Gegenteil: nur ein guter Kenner tierischen Verhaltens ist imstande, die einzigartige und hohe Stellung richtig einzuschätzen, die der Mensch unter den Lebewesen einnimmt. Der wissenschaftliche Vergleich des Tieres mit dem Menschen, der einen so wesentlichen Teil unserer Forschungsmethode ausmacht, bedeutet ebensowenig eine Herabsetzung der Menschenwürde wie die Anerkennung der Abstammungslehre“. „Jede echte Moral, im höchsten, menschlichen Sinne verstanden, setzt geistige Leistungen voraus, zu welchen kein Tier imstande ist“ (Lorenz).⁹ In gleicher Weise warnt Bastian Schmid davor, die analogen Verhaltensweisen des Tieres in das Reich der Sittenlehre einzubeziehen; sie ergeben sich aus den Lebensgesetzen, dürfen aber nicht mit sittlichen Maßstäben gemessen werden.¹⁰

Dem für letzte Zusammenhänge nicht verschlossenen Menschen ist das Auge des ihm anvertrauten Tieres eine Frage an Herz und Verstand. Aus „diesem unvergleichlichen Ausdrucksmittel“ des Tieres schauen ihn nicht nur die wechselnden Stimmungen, wie Trauer, Freude und Dankbarkeit an,

⁹ Konrad Lorenz, So kam der Mensch auf den Hund, S. 77 u. 214 f.

¹⁰ Bastian Schmid, Die Seele des Tieres, S. 91.

sondern auch eine Angst, die sich selbst weder zu verstehen noch auszulegen in der Lage ist. Wird er vom Tier voller Erwartung und voller Vertrauen angeschaut, so mag ihm dabei die Bedeutung seiner Herrschaftsstellung über Erde und Tiere aufgehen, in die er nach den Worten des Schöpfungsberichtes eingesetzt ist. Seine Herrschaft ist keine souverän-unbeschränkte, sondern eine verliehene und darum verantwortliche. Wie er im Einzelfall für das sich ihm anvertrauende Tier Verantwortung übernimmt, so ist überhaupt das Geschick der Tierwelt an die Menschheitsgeschichte geknüpft. Der sündig gewordene Mensch ist auch daran schuld, daß Tiere und untermenschliche Welt ohne Wissen und Wollen in die Katastrophe seiner Schuldfolgen mit hineingerissen sind. Schuldner nicht nur Gott gegenüber, sondern auch der Welt gegenüber ist der Mensch in der Sünde geworden. Gleich einer Kettenreaktion hat sich von ihm das Unheil über die übrige Schöpfung ausgebreitet. Eine Entfremdung ist eingetreten; Tiere scheinen Träger des Dämonischen geworden zu sein. In den Fluch der Feindschaft zwischen dem Menschen und der Schlange scheinen alle Tiere eingeschlossen zu sein. „So gleichen“ — sagt Huber — „die Tiere in ihrem — ohne ihr Zutun — durch den Fall des Menschen bewirkten Verhängnisse einem Volk, dessen Herrscher durch Verbrechen oder Wahnsinn in das Verderben rennt und alle, die ihm untertan, in seine Katastrophe hineinreißt“.¹¹ Versteht der Christ die Lebensangst, die allenthalben wie ein unausgesetzter Druck auf dem Tierleben lastet, als einen Ausdruck jenes Seufzens der Kreatur, wovon der Apostel Paulus im Römerbrief (8, 22) spricht, so wird er die Berichte von den Heiligen, vor denen Tiere ihre Wildheit ablegten, nicht einfach als Legende abtun, sondern sich selbst die Frage vorlegen, wieweit er als schon Erlöster an der Ausstrahlung der Erlösung in den untermenschlichen Schöpfungsbereich beitragen kann.

Zur Diskussion um die Wehrpflicht

JOHANNES B. HIRSCHMANN SJ

Wer heute über Wehrdienst schreibt, setzt sich unvermeidlich einer Fülle von Mißverständnissen und Mißdeutungen aus. Von Mißverständnissen: denn die Vieldeutigkeit nicht weniger dabei anzuwendender Begriffe kann er, ohne ganze Bücher zu schreiben, nicht beseitigen, und die Kunst des Unterscheidens ist nicht jedermanns Sache. Sie anwenden erweckt den Verdacht der

¹¹ *Max Huber, Mensch und Tier, S. 27.*